

**CON
BOOK.**

Wie Buddha im Gegenwind
Eine Kündigung, 22 Länder und
ein besonderer Reisebegleiter
ISBN 978-3-95889-199-9

Wie Buddha im Gegenwind
Eine Kündigung, 22 Länder und
ein besonderer Reisebegleiter
ISBN 978-3-95889-199-9

GABRIELA URBAN

WIE BUDDHA IM GEGENWIND

*Eine Kündigung,
22 Länder und ein besonderer
Reisebegleiter*

Wie Buddha im Gegenwind
Eine Kündigung, 22 Länder und
ein besonderer Reisebegleiter
ISBN 978-3-95889-199-9

Wie Buddha im Gegenwind
Eine Kündigung, 22 Länder und
ein besonderer Reisebegleiter
ISBN 978-3-95889-199-9

Inhaltsverzeichnis

Ein kleines Abenteuer vorneweg ...

... irgendwo in den Karpaten, Juli 2018	13
Drahtseilakt, 1. Teil	13

Vorwort

Lissabon, Mai 2017	20
--------------------------	----

1. Kapitel

Malaysia, März-April 2016	28
Auf zum Blind Date nach Penang	28
Grimmige Haie und ein gigantischer Napoleonfisch	32
Der gute alte Stevie Wonder	38
Wir waren uns nicht einig	40
Die neugierige Putzfrau	44

2. Kapitel

Kreuz und quer durch Europa, Juni-Oktober 2016	47
Portugal: Das Unmögliche ist tatsächlich wahr geworden	47
Lettland & Estland: das schwermütige russische Lied	52
Spanien: dieser ewige Kampf gegen Windmühlen	54
Bulgarien: das zahnlose Lachen	59
Griechenland: der Hakuna-Matata-Verkäufer und der griechische Philosoph	64

3. Kapitel

Kambodscha, November-Dezember 2016	70
Der Scherbenhaufen kann mich mal	70
Leichtigkeit in Flipflops	75
Mit dem Bamboo Train durch die Wildnis Kambodschas	80
Der beste Türöffner	84
In den Fußstapfen von Angelina Jolie	89

4. Kapitel

Sri Lanka, Dezember 2016–Januar 2017	97
Love it or leave it	97
Wunder geschehen immer wieder	102
Würdevoll und majestätisch	107
Dieses panische, wundersame Chaos	109
Meine Liebe auf den zweiten Blick	114

5. Kapitel

Kolumbien, Februar–März 2017	123
Im Goldrausch	123
Mit Gott auf einen Kaffee, 180 Meter unter der Erde	127
Verloren auf dem königlichen Weg	136
Der schwarze Retter	141
Der Unbekannte in der Wüste in einer magischen Nacht	145

6. Kapitel

Nicaragua, November–Dezember 2017	157
Der coole Jutebeutel	157
Die Insel mit zwei Bergen	164
Gott ist mein Fahrer	170
Überrumpelt vom lateinamerikanischen Kampfgeist	174
Die härteste Prüfung in meinem Leben	178

7. Kapitel

Honduras, Dezember 2017	189
Bienvenidos a Honduras	189
Der 19-jährige Engel	192
Ausnahmезustand, Straßenblockaden und brennende Autos	196
Der junge Soldat mit dem viel zu großen Maschinengewehr	200

8. Kapitel

El Salvador, Dezember 2017	205
Im gefährlichsten Land der Welt!	205
Das Leben ist schöner mit einem Pelikan an der Seite	209
Mein Bodyguard aus San Salvador	216
Back to the roots	220

Ein Tarantino-reifer Auftritt	225
-------------------------------------	-----

9. Kapitel

Guatemala, Dezember 2017–Januar 2018	229
Coming home	229
Die verpasste Spanischprüfung	236
Der Prinz, der nicht aufgab, nach seiner verlorenen Prinzessin zu suchen	241
Auf den Spuren von Skywalker und Han Solo	246
Die weltbesten Tortillas	253

10. Kapitel

El Salvador, Januar 2018	260
Ein folgeschwerer Fehler	260
Mittellos im Dorf der Glückseligkeit	263
Irgendetwas stimmt hier nicht	269

11. Kapitel

Georgien, Juni 2018	275
Eine halsbrecherische Rallye	275
Der kuriose Regen	279
Offroad durch die Halbwüste	285

12. Kapitel

Ukraine, Juli 2018	290
Der wilde Osten	290
Drahtseilakt, 2. Teil	297
Das unsichtbare Gespenst	301

Nachwort

Kiew, Juli 2018	310
Mein Ticket in die Freiheit	310
Eine ganz BESONDERE Danksagung	316

Wie Buddha im Gegenwind
Eine Kündigung, 22 Länder und
ein besonderer Reisebegleiter
ISBN 978-3-95889-199-9

EIN KLEINES ABENTEUER VORNEWEG ...

... irgendwo in den Karpaten, Juli 2018

Travelling – it leaves you speechless, then turns you into a storyteller.

(Ibn Battuta)

Drahtseilakt, 1. Teil

Unmöglich! Meinte Google Maps tatsächlich diese wackelige Brücke aus verrosteten Drahtseilen und vermoderten Holzbrettern? Immer wieder blickte ich auf mein Handy, schaute mich um und suchte verzweifelt nach einer sicheren Route. Um diesen reißenden Fluss zu überqueren, musste es doch eine andere Möglichkeit geben als diese lebensgefährliche Brücke aus den glorreichen, längst vergangenen Sowjetzeiten. Wie tief mochte es hinuntergehen? Zehn Meter? 15 Meter? Mein Herz pochte. Das war mein persönlicher Alptraum.

Ich versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen. Doch die flirrende Hitze trug nicht dazu bei, einen kühlen Kopf zu bewahren. Ich war müde, und meine Füße taten weh. Immerhin hatte ich mittlerweile die Hälfte der Strecke geschafft. Zehn Kilometer entlang an Blumenwiesen, Sonnenblumenfeldern, Gemüsebeeten, wilden Graslandschaften und uralten Holzhäusern hatte ich bis jetzt hinter mich gebracht auf meinem Weg zu den Dowbusch-Felsen – von denen ich ein paar Stunden zuvor noch nie etwas gehört hatte. Der Besitzer meiner Unterkunft, ein freundlicher alter Mann, der kein Wort Englisch sprach, hatte sie

mir bei Google Maps gezeigt. Mit Händen und Füßen hatte er mir zu verstehen gegeben, dass ich mir diese über 50 Meter hohen Felsformationen unbedingt anschauen sollte. Unsere weitere Konversation war jedoch extrem holprig verlaufen. Er hatte mit den Armen gefuchelt, wild gestikuliert und mir immer wieder unterschiedliche Orte auf der Karte auf meinem Handy gezeigt. Ich hatte nur verstanden, dass ich mit zwei verschiedenen Bussen fahren und dann zu Fuß weitergehen müsste. Aber das reichte. Dachte ich zumindest.

Beschwingt war ich losgegangen, hatte mich vor den Supermarkt gestellt und Ausschau nach einer Marschrutka gehalten, dem öffentlichen Minibus in dieser Gegend. Nach ein paar Minuten kam die erste und fuhr auch schon an mir vorbei. Da ich nicht einmal ansatzweise die kyrillischen Schriftzeichen entziffern konnte, wurde ich unsicher. *Stand ich überhaupt richtig?* Ich fragte einen Mann mit eng wachsenden Augenbrauen und zeigte ihm auf meinem Handy, wohin ich wollte. *Tyshivnytsya?* Ich gab mir alle Mühe, den Ort einwandfrei auszusprechen. Vergebens. Der junge Mann schaute mich nur mit vielen Fragezeichen an und komplementierte somit meine völlige Orientierungslosigkeit. Wortlos zeigte er in Richtung Straße. *Aha, da kommt wohl noch eine andere Bushaltestelle*, schlussfolgerte ich skeptisch. Doch nach zwei Minuten kam ich bereits am Dorfrand an. Also wieder zurück.

Ich stellte mich erneut an die Bushaltestelle und wartete geduldig. Die nächste gnadenlos überfüllte Marschrutka kam. Verzweifelt fragte ich die Passagiere, ob der Minibus nach Tyshivnytsya fahren würde. Kollektives überfragtes Kopfschütteln. Bei der dritten und vierten Marschrutka dasselbe. Ich hatte so gar keine Ahnung, ob die Leute mich bloß nicht verstanden, oder ob die Marschrutka tatsächlich nicht ins zungenbrecherische Tyshivnytsya fuhr. Allerdings wusste ich, dass ich nach über einer Stunde Wartezeit definitiv keinen Bock mehr hatte. Ich musste mir eingestehen, dass ich bereits am Ortseingang von Skole gescheitert war und es nicht geschafft hatte, den richtigen Bus zu nehmen. *Okay. Dann musste halt ein*

anderer Plan her! Ich nahm wieder mein Handy zur Hand, gab bei Google Maps das Ziel »Dowbusch-Felsen zu Fuß« ein – und erhielt prompt eine Route: 20 Kilometer, Ankunftszeit 16:57 Uhr. Alles klar. Das war machbar. Entschlossen lief ich los.

Unmöglich! Es hämmerte in meinem Kopf beim Anblick dieser furchterregenden Brücke. Ich konnte sie nicht überqueren, das stand für mich fest. Nicht nur weil ich an panischer Höhenangst litt, sondern auch weil ich immens daran zweifelte, dass diese Brücke, die in jedem Indiana-Jones-Film eine hervorragende Rolle gespielt hätte, passierbar war. Ich ging vor der Brücke auf und ab und schaute mir die fragwürdige Konstruktion etwas genauer an. Die schmale Brücke wurde von dünnen Drahtseilen gehalten. Modrige Holzbretter und Baumstämme waren wild und ohne System aneinandergenagelt. Und überall waren große Löcher. Für mich war klar: Ein falscher Schritt, und ich würde in die Tiefe stürzen. Direkt in den reißenden Fluss. Bei dem Anblick schlug meine blühende Fantasie Purzelbäume. Ich malte mir aus, wie ich mir bei einem *glücklichen* Sturz ins Wasser NUR ein paar Knochen brach. Mit ein wenig Pech konnte ich mir allerdings auch den Kopf an den herausragenden spitzen Steinen im Fluss aufschlagen ...

Auf gar keinen Fall! Resigniert beschloss ich, dass mein Abenteuer Dowbusch-Felsen hier an dieser Stelle mitten in den Karpaten zu Ende war. Doch gerade in der Sekunde, als ich den Entschluss gefasst hatte, erschienen plötzlich am anderen Ende der Brücke drei Gestalten. Das konnte doch nicht möglich sein! Zufall? Oder ein ganz blödes Zeichen? Etwas ungläubig schaute ich zu, wie ein junger Fischer zwar sehr bedacht, aber doch ziemlich resolut und mit sicheren Schritten über die Brücke ging. Sie war also doch passierbar, musste ich mir kleinlaut eingestehen.

Doch sofort mischte sich meine vernunftgetriebene innere Stimme ein, die partout keine Lust hatte, sich ausgerechnet JETZT meiner Höhenangst zu stellen. Sie flüsterte mir vehement zu: »Der junge Fischer hat diese Brücke bereits Hunderte Male überquert und weiß genau, wie er seine Schritte setzen muss. Außerdem ist er sicherlich stark genug, um sich bei einem Sturz am Drahtseil festzuhalten und mit einem gekonnten akrobatischen Schwung wieder hochzuheben.«

Eifrig pflichtete ich meiner inneren Stimme bei – und wir beide wären uns zu 100 Prozent einig gewesen, wenn nicht ausgerechnet im nächsten Moment am anderen Ende der Brücke sich auch die anderen zwei Gestalten aufgemacht hätten, die Brücke zu überqueren. Ich kniff meine Augen heftig zusammen, um besser zu sehen, und konnte kaum glauben, was ich da erblickte. *Tatsächlich!* Die zwei Gestalten waren ältere Frauen, die sicherlich weit über 50, vielleicht sogar 60 Jahre alt waren. Ich konnte genau erkennen, wie sie sich ängstlich ans Drahtseil klammerten und zögerlich in kleinen Schritten nach vorne kämpften.

Voller Bewunderung, Adrenalin und mit offenem Mund beobachtete ich sie dabei, fieberte mit ihnen mit – und fasste just einen Entschluss. Ich entschied mich, auf mein Bauchgefühl zu hören, welches mich immer lauter anfeuerte: »Wenn die das schaffen, schaffst du es auch!« Bei meinem Vorhaben wurde mir zwar speiübel und extrem schummrig vor Augen, aber mir wurde auch wieder bewusst, dass es im Leben Augenblicke gab, in denen man losgehen musste. Einfach machen.

»добре?«, fragte ich die beiden älteren Frauen, als sie wohlbehalten auf meiner Flussseite angekommen waren. Doch ich konnte sofort die Angst in ihren Augen sehen. Wie sehr ich mir doch gewünscht hätte, dass sie meine eigene Scheißangst etwas besänftigen und mir sagen würden, dass die Brücke gar nicht so schlimm sei, wie sie auf den ersten Blick aussah.

»не добре! не добре!« Nicht gut! Nicht gut! Die eine Frau schrie mich nahezu an. So, als ob sie mich vor meinem eigenen Verderben beschützen

wollte. Und zu allem Übel folgte ein fluchender, nicht enden wollender Wortschwall, dessen Inhalt ich zwar nicht verstand, von dem ich mir aber durchaus denken konnte, worum es ging. Zum Schluss verabschiedeten sie sich von mir mit einem »удачі«. Ich bildete mir ein, dass sie mir für mein halsbrecherisches Vorhaben viel Glück wünschten.

Ich atmete tief ein und aus. JETZT ODER NIE! Ohne darüber nachzudenken, erklimmte ich die erste Stufe, hielt kurz inne, nahm auch die nächsten in Angriff, und eh ich mich's versah, stand ich bereits auf den Holzbrettern. Es fehlte nicht viel, und ich hätte mir in die Hosen gemacht. Denn hier oben konnte ich erkennen, dass die Brücke in einem noch viel schlechteren Zustand war, als ich zuvor vermutet hatte. Nach den ersten wackeligen Schritten stellte ich fest, dass einige Bretter sogar nur lose drauflagen. Immer wieder stand ich vor der womöglich lebensentscheidenden Frage, für welches Brett ich mich als nächstes entscheiden sollte. Unaufhörlich knarrte und knackte es unter meinen Füßen. Manche Bretter und Äste waren schon so vermodert, dass sie bei jeder kleinen Erschütterung zu zerbrechen drohten. Meine nass geschwitzten Hände umklammerten die beiden rostigen Drahtseile. Argwöhnisch tastete ich mich vor. Schuhspitze um Schuhspitze. Und durch die großen Löcher zwischen den Brettern konnte ich den reißenden Fluss unter mir sehen.

Zweifelsohne hatte ich in den vergangenen Monaten viel erlebt. In Malaysia war ich auf offenem Meer Haien begegnet. Im Golf von Thailand hatte ich eine Horrorspeedbootfahrt gerade so überlebt. Unter der karibischen Sonne Santa Martas war ich beinahe von zwei Drogenabhängigen überfallen worden. In Honduras hatte ich politische Tumulte bezeugt. Und in der einsamen Steppe an der Grenze zu Aserbaidschan war mir das Benzin ausgegangen. *Dann wirst du diese Brücke auch noch meistern!* Ich atmete noch mal tief ein und aus, versuchte, alles um mich herum zu vergessen, und fokussierte mich auf den nächsten Schritt.

Plötzlich spürte ich, wie die Brücke anfang zu schaukeln. Immer stärker. Eine Windböe? Nein. Es war absolut windstill. Ich versuchte zu analysieren, was die Bewegung verursachte. Meine zitternden Beine? Tatsächlich! Erst jetzt realisierte ich, dass ich am ganzen Körper wie Espenlaub zitterte. Am liebsten hätte ich aus Leibeskräften losgeschrien. Doch ich wusste, dass ich meine verbleibenden Kräfte woanders hinlenken musste. Denn unkontrolliertes Schreien wäre nur unnötiger Energieverlust gewesen, der mich zudem aus dem Gleichgewicht gebracht hätte. Obwohl sich meine Beine weiterhin wie Pudding anfühlten, schöpfte ich neuen Mut, als ich sah, dass ich mittlerweile die Hälfte der Brücke geschafft hatte. Ich tat noch einen Schritt und wusste, dass ab jetzt eine Rückkehr nicht mehr infrage kam.

Doch was folgte, war noch viel schlimmer. Nachdem ich den Fluss hinter mich gebracht hatte und mich schon am Ende meines persönlichen Alptraumes gehofft hatte, konnte ich erkennen, dass die Brücke immer höher und höher wurde. Unter mir sah ich Baumwipfel, und durchs dichte Blätterdach konnte ich erahnen, dass ich mittlerweile auf 20 oder gar 30 Metern Höhe war. Zu allem Übel konnte ich mich nicht mehr am Drahtseil festhalten, da ich mit meinen Händen nicht mehr hinkam. Ich musste also die restlichen Meter frei balancieren. Mir wurde erneut übel, und es pochte heftig gegen meine Schläfen. Jetzt bloß nicht das Gleichgewicht verlieren! Ich atmete erneut tief ein und aus – und marschierte völlig konzentriert weiter. Selten zuvor in meinem Leben hatte ich das Gefühl gehabt, einzig und allein bei mir selbst zu sein. In meiner eigenen Mitte. Fokussiert. Pragmatisch. Lösungsorientiert. Mit allen Gedanken und Emotionen im Hier und Jetzt.

Als ich wieder festen Boden unter meinen Füßen spürte, hätte ich mich am liebsten übergeben. Ich spürte, wie schlagartig meine ganze Anspannung und verdammte Angst aus meinem Körper wich. Ich zitterte immer noch, aber dabei realisierte ich, welche Herausforderung ich gerade gemeistert hatte. Ich hatte trotz panischer Höhenangst

diese gemeingefährliche Brücke hinter mich gebracht. Ich hatte mich schnurstracks raus aus meiner eigenen Komfortzone bewegt. Doch viel Zeit für einen freudejubilenden Tanz blieb mir nicht, denn bis zu den Dowbusch-Felsen musste ich noch zehn Kilometer laufen. Ich schaute erneut auf mein Handy. Ankunftszeit 17:27 Uhr. Ich hatte viel Zeit verloren und musste mich dementsprechend beeilen. Dabei hatte ich noch keinen blassen Schimmer, wie ich von den Dowbusch-Felsen zurück zu meiner Unterkunft nach Skole kommen sollte. Fest stand, dass ich auf keinen Fall denselben Weg zurück wählen würde. Ich wollte keineswegs mein Schicksal ein zweites Mal herausfordern. Dennoch musste ich mir eingestehen, dass ich völlig planlos war in einem Land, wo kaum einer Englisch sprach.

Alles zur seiner Zeit! Das Erlebnis mit der Brücke hatte mir erneut gezeigt, dass es im Leben immer eine Lösung gab, wie unüberwindbar die Situation anfangs auch wirken mochte. Dass man durchaus das Unmögliche möglich machen konnte – und dass es auch gut war, hin und wieder seine Vernunft auszuschalten, um einzig und allein auf sein Bauchgefühl zu hören. Euphorisch und optimistisch setzte ich meine Wanderung fort – und es kam mir fast so vor, als ob ich auf rosaroten Wolken schweben würde.

VORWORT

Lissabon, Mai 2017

Am Anfang braucht man oft Mut, um am Ende glücklich zu sein.

(Unbekannt)

Ich war am Boden. Doch Liegenbleiben war keine Option für mich. Stattdessen buchte ich einen Flug nach Lissabon. Ich musste raus, um die Dinge klarer zu sehen. Bereits ein paar Tage später saß ich in der portugiesischen Hauptstadt im goldenen Abendlicht am Aussichtsplatz Adamastor. Während um mich herum viele feierwütige junge Menschen aus den unterschiedlichsten Ländern Joints kreisen ließen, Bier tranken, zu Kizomba-Klängen tanzten oder sich angeregt unterhielten, richtete ich meinen Blick auf das Wahrzeichen Lissabons, die Ponte 25 de Abril. Die rote Hängebrücke, der glitzernde Fluss Tejo und die Jesus-Statue im Hintergrund, die schützend ihre Arme emporhebt, wirkten besänftigend auf mich. Genau wie vor 15 Jahren, als ich als Erasmus-Studentin durch die Straßen Lissabons zog und dachte, dass mir die Stadt gehörte. Damals war es eine unbeschwertere Zeit gewesen. Bis auf einige Seminare an der Universität und ein paar Hausarbeiten hatte ich keine Verpflichtungen und Sorgen. Jeden Tag traf ich Freunde, schlürfte literweise Kaffee, und wenn wir zur späteren Stunde nicht am Strand von Carcavelos abhingen, begrüßten wir den Abend mit einem zuckersüßen Kirschlikör am Ginjinha-Stand am Rossio. Danach ging es natürlich ins Bairro Alto, hoch hinauf ins quirlige Ausgehviertel, wo wir uns an den Bars Bier holten, draußen ins redselige Getümmel stürzten und unbesorgt feierten, als ob es kein Morgen gäbe ...

Ich schaute zu, wie die Sonne langsam hinter der Brücke unterging, und spürte einen sanften Wind aufkommen. Während um mich herum am Adamastor das Menschengetümmel immer lauter wurde, konnte ich allmählich wieder etwas klarer denken. *Was war aus meinem Plan vom großen Glück geworden?* In der Vergangenheit hatte ich ihn minutiös ausgearbeitet. Karriere. Kind. Wieder Karriere. Opulentes Eigenheim. Zweites Kind ... Niemals wäre mir in den Sinn gekommen, dass ich irgendwann meinen Plan vom großen Glück loslassen müsste. Doch dann kam alles ganz anders. Seit ich vor gut zwei Jahren meinen heiß geliebten Schreibtisch im Büro verlassen hatte, um mich in den Mutterschutz zu verabschieden, war viel geschehen. Ich hatte einen Sohn zur Welt gebracht, unmittelbar nach meiner Elternzeit war die Kündigung ins Haus geflattert, kranke Tagesmutter, kein Betreuungsplatz, vielversprechende Bewerbungsgespräche, niederschmetternde Absagen, berufliche Ratlosigkeit – und so einige andere Hiobsbotschaften und Fausthiebe, die mich zu Boden geworfen hatten. Immer wieder hatte ich zusehen müssen, wie die nächste Windböe mein mühselig aufgebautes Kartenhaus namens Leben in sich zusammenfallen ließ.

Ich stand auf, schlängelte mich durch die Menschenmasse und holte mir am Tresen ein Bier. Mittlerweile war die Sonne untergegangen. Ein Knistern lag in der Luft. Während die jungen Menschen gemeinsam feucht-fröhlich der Nacht entgegenfieberten, sinnierte ich mutterseelenallein über meine persönliche und berufliche Midlife-Crisis. Mit einem eisgekühlten Sagres kehrte ich zurück und stellte mich unter eine Laterne. Hinter mir wachte seelenruhig die grimmige Statue des Adamastor, der den Portugiesen aus ihrem großen nationalen Epos »Os Lusíadas« wohlbekannt war. Die Figur des Adamastor stand symbolhaft für alle Erschwernisse, denen die portugiesischen Seefahrer vor Jahrhunderten während ihrer Entdeckungsreisen ausgesetzt waren. Wie passend!

Und was nun? Imaginär zuckte ich mit den Schultern. Ich saß mit meinen fast 39 Jahren hier in Lissabon und hatte keinen blassen Schim-

mer, wie es in meinem beruflichen Leben weitergehen sollte. Genau fünf Tage war es her, als mich ein Telefonat zu Boden geschmettert hatte. Ich hatte mich einige Wochen zuvor bei einer vielversprechenden Firma als Content-Marketing-Manager beworben, hatte es sogar im anspruchsvollen Bewerbungsprozess über fünf Runden bis ganz zum Schluss geschafft, gehörte von Hunderten Bewerben zu den letzten drei. Alle Anzeichen hatten dafür gesprochen, dass endlich, nach all den zahlreichen Bewerbungen, der lang ersehnte feste Job zum Greifen nah war. Dass ich mich nicht mehr notgedrungen als Freelancer irgendwie über Wasser halten müsste. Und dann *bäm*. Ganz kurz vor der Zielgeraden kam der Anruf. Noch bevor die Personalerin den ersten Satz beendet hatte, wusste ich Bescheid.

»Es hat uns wirklich gut mit dir gefallen, und dein Wissen und deine Erfahrungen haben uns sehr beeindruckt. Dennoch müssen wir dir leider mitteilen, dass ...«

Ich hatte bereits aufgehört zuzuhören. Die bedeutungsträchtigen Worte glichen eher einem Rauschen, das aus der Ferne gewaltvoll an mein Ohr prallte. Um die Contenance zu wahren, stammelte ich höflich ein paar routinierte Floskeln: »Ah, alles klar. Wie schade. Dennoch würde ich mich freuen ... Vielleicht ...«

Dieses Telefonat dauerte exakt eine Minute und sieben Sekunden. Ein kurzer Moment mit weitreichenden Folgen. Ich legte auf und starrte zu Hause gegen meine weiße Wand. *Tief ein- und ausatmen*. Ich musste die Fassung bewahren. Doch genau im gleichen Augenblick sah ich mein Kartenhaus in sich zusammenfallen. Mal wieder. Unkontrolliert schossen mir Tränen in die Augen. Um mich herum verschwamm alles. Ein Gefühl der Machtlosigkeit übermannte mich. *Ich kann und mag nicht mehr!* Ich wollte einfach liegenbleiben. Mich meiner Trauer und meinem Frust hingeben. Aufgeben. Und nicht mehr aufstehen, um weiterzukämpfen ... Ein Blick auf mein Handy riss mich jedoch aus meinem lethargischen Zustand.

Oje, ich musste schnell los, mein zweijähriges Kind von der Kita abholen. Ich wischte meine Tränen weg, klatschte mir noch ein wenig Make-up ins Gesicht und sprintete los. Später würde mir noch genug Zeit bleiben, um im Selbstmitleid zu versinken.

Der Wind wurde immer kräftiger und pustete mir ordentlich ins Gesicht. Ich nippte erneut am Bier, das mittlerweile ein wenig schal geworden war. Höchste Zeit, Entscheidungen zu treffen. Ich wusste, dass MEIN Punkt im Leben jetzt gekommen war. Alle Zeichen standen auf Veränderung. Mein Mann, der gerade zu Hause auf unser Kind aufpasste, sah es glücklicherweise genauso und stärkte mir den Rücken. Und obwohl ich es zuvor nie für möglich gehalten hatte, war ich plötzlich bereit, meinen Plan vom großen Glück einfach loszulassen. Mit beiden Händen. Vor meinem inneren Auge sah ich zu, wie ich ihn einfach über Bord warf und ein letztes Mal hinterherblickte. Der großen Karriere. Dem opulenten Eigenheim. Dem zweiten Kind. Und komischerweise war ich dabei gar nicht traurig. Tief in mir spürte ich eine angenehme Ruhe, die ich in der vergangenen Zeit definitiv verloren hatte. Und obwohl mir eigentlich gerade der Arsch auf Grundeis gehen müsste, fühlte ich mich plötzlich völlig entspannt und zufrieden.

Im Grunde war es ganz simpel. Ein neuer Plan musste her. Ich kramte in meiner Handtasche und holte ein Notizbuch hervor. *Was nun?* Wie sollte es weitergehen? Was wünschte ich mir im Leben? Entschlossen erhob ich meinen Blick und betrachtete erneut das Wahrzeichen Lissabons. Die rote Hängebrücke, die die Stadt mit der Südseite verband. Ich hielt einen längeren Moment inne, fokussierte und senkte anschließend wieder meinen Blick. Ich schaute runter zu meinen leuchtend orangen, völlig verschmutzten Flipflops, die mich in den vergangenen Monaten in viele, viele Länder getragen hatten. Denn in meiner Elternzeit und

nach der darauffolgenden Kündigung hatte ich mehrfach den Rucksack gepackt, um gemeinsam mit meinem kleinen Kind in die weite Welt hinauszuziehen.

Warum? Damit mir zu Hause nicht die Decke auf den Kopf fiel. Damit ich dem endlos drohenden Gedankenkarussell entkam. Denn wenn ich mich mitten im Geschehen von Kambodscha, Sri Lanka, Kolumbien oder an einem anderen fernen Ort befand, konnte ich plötzlich wunderbar nachdenken und reflektieren über all das, was geschehen war, und nach neuen Möglichkeiten und Lösungen suchen. Zum Glück zeigte mein Mann Verständnis dafür. Zwar fiel es ihm schwer, auf meinen Sohn und mich wochenlang zu verzichten, aber er konnte gut nachvollziehen, warum es mich immer fort von zu Hause zog.

Ich betrachtete erneut meine Flipflops und musste schmunzeln. Ich liebte das Lebensgefühl in diesem Schuhwerk. Nicht nur weil ich das Laufen in Flipflops als extrem komfortabel empfand, sondern weil es für mich vor allem für Sommer, Reisen, Freiheit, Unbeschwertheit und Leichtigkeit stand. All die Dinge, nach denen ich mich gerade so sehr sehnte ...

Ich schrieb in mein Notizbuch: »Mein großes Ziel: 7 Monate im Jahr in Flipflops verbringen!«

Genau das wollte ich. Den Sommer verlängern, den europäischen Winter verkürzen – und in Flipflops neue, ferne Länder entdecken. Hand in Hand gemeinsam mit meinem kleinen Kind. *Was für ein absurder Wunsch! Als Mutter! Und noch dazu in diesem fortgeschrittenen Alter!* Ja, absolut – und dennoch wollte ich zumindest einmal in meinem Leben völlige Narrenfreiheit genießen. Jetzt musste ich mir nur noch überlegen, mit welchen Möglichkeiten ich das Ziel in die Tat umsetzen und vor allem wie ich zukünftig mein Geld zum Leben und Reisen verdienen würde. Denn schließlich warteten zu Hause auf mich jeden Monat eine Menge finanzielle Verpflichtungen, die mein Mann und ich uns teilten, und hinzu kamen natürlich meine ganzen Reisekosten, die ich immer aus eigener Tasche bezahlte.

Schnell wurde mir klar, dass ich ab jetzt ausschließlich den Weg der Selbstständigkeit gehen sollte. Wie naheliegend! Doch für diese Erkenntnis hatte ich mehrere Monate benötigt ... Ich hatte zwar nach meiner Kündigung freiberuflich als Journalistin und Content-Marketing-Beraterin gearbeitet, doch mehr schlecht als recht, und langfristig war die Selbstständigkeit für mich nie infrage gekommen. Viel zu riskant, war mein niederschmetterndes Argument gewesen. Meine Projekte als Freelancer waren für mich nur eine Notlösung, bis irgendwann endlich der tolle neue Job mit einem festen Arbeitsvertrag vor der Tür stehen würde. Dabei hatte ich völlig übersehen, dass es bei mir im Grunde schon ganz akzeptabel lief: Mein Mama- und Reise-Blog wuchs, ich konnte bereits einige Einnahmen generieren, und obwohl ich noch keine Akquise gemacht hatte, kamen Kunden auf mich zu, um mit mir zusammenzuarbeiten.

Zufrieden klappte ich mein Notizbuch zu. All der Stress und Druck waren spurlos verschwunden. Ich hatte ein gutes Gefühl – und vor allem wieder einen neuen Plan, für den ich mir erst mal ein Jahr Zeit geben wollte, um zu schauen, was alles möglich war und wohin meine persönliche und berufliche Reise in der nahen Zukunft gehen würde. Ich hatte ja die Jahre über ein gutes finanzielles Polster aufgebaut. Die Entschädigung für meine karrierebesessene Vita, die unzähligen Überstunden und meinen unermüdlichen Einsatz im Büro. An einigen Tagen bis zur Erschöpfung, und das mit 25 Tagen Urlaub im Jahr! Dieses Geld auf meinem Konto wollte ich jetzt nutzen, um mir das größte Geschenk im Leben zu machen: Freiheit! Die Freiheit, mich selbst neu zu erfinden – und dabei um die Welt zu reisen. Und wenn nach Ablauf dieses Jahres, meine kompletten Ersparnisse aufgebraucht sein sollten, dann wäre es für mich absolut okay.

Plötzlich musste ich an einen Satz von Konfuzius denken: »Wenn du liebst, was du tust, wirst du nie mehr in deinem Leben arbeiten!«

Traumtänzerei? Irrationales Wunschdenken? Naive Anschauung? Wie auch immer! Ich war bereit, meine Handbremse im Kopf zu lösen.

Ich hatte den Mut gefunden, mit Vollgas ein komplett neues Ziel zu verfolgen. *Wenn nicht jetzt, wann dann?!* Und ich konnte mir sicher sein, dass mich mein Mann bei meinem neuen Vorhaben voll und ganz unterstützen würde.

Mein Bier war leer. Mittlerweile war es spät geworden. Zeit zu gehen. Ich knöpfte meine Jeansjacke zu. Der Wind wurde immer stärker und hatte die Luft deutlich abgekühlt. Ich fröstelte, und dennoch spürte ich ein wohlig-warmes Gefühl in meinem Bauch. Ich blickte ein letztes Mal zur Ponte 25 de Abril und drehte ihr schließlich den Rücken zu, ließ die Statue des guten alten, grimmigen Adamastor hinter mir und folgte der schmalen Gasse zur Hauptstraße.

Während ich in die Calçada do Combro abbog und runter zum Rossio schlenderte, beobachtete ich, wie die feierwütigen Menschen scharenweise hoch ins Bairro Alto pilgerten. Ich musste ein wenig schmunzeln. Vor 15 Jahren war ich eine von ihnen gewesen. Eine junge Studentin, die ihr Leben genoss, als ob es kein Morgen gäbe, die ihr letztes Geld in Partys investierte – und keine Angst vor der Zukunft hatte. Seitdem war viel geschehen. Ich hatte mich grundlegend verändert. Und doch hatten diese einstige Studentin und mein jetziges Ich etwas gemeinsam. Wir fühlten uns frei und konnten auf begrenzte Zeit tun und lassen, was uns zufrieden machte. Was für ein Luxus!

Es fing an, in mir zu kribbeln. Mein Herz pochte immer schneller. Ich war mächtig aufgeregt und fühlte mich dabei so lebendig und unbeschwert. Denn ich wusste, dass ich meine nahe Zukunft nicht am Schreibtisch in irgendeinem Büro verbringen würde. Mit begrenzten Urlaubstagen im Jahr. Nein! Mein Arbeitsplatz war ab sofort nicht ortsgebunden. Ab jetzt konnte ich von überall auf der Welt aus arbeiten und gemeinsam mit meinem kleinen Kind viel Zeit auf Reisen verbringen.

Unten am Rossio, Lissabons großem Platz, angekommen, legte ich erst mal eine Pause ein und bestellte zur Feier des Tages am klebrigen Tresen des kleinen Ladens A Ginjinha *uma com*, einen zuckersüßen

Kirschlikör mit Früchten. Genüsslich nippte ich an meinem Plastikbecher und beobachtete das Treiben um mich herum. Ich ging weiter und machte bei einem Straßenmusiker an der nächsten Ecke halt. Seine sehnsuchtsvollen Fado-Klänge drangen an mein Ohr. Sofort erkannte ich das Lied: »Moro em Lisboa«, ich lebe in Lissabon, von Madredeus. Dieses Lied hatte ich während meines Studiums oft gehört. Damals, als ich dachte, dass mir die Stadt gehörte. Ich lauschte aufmerksam seinen Worten, als ob ich auf eine Botschaft warten würde. Irgendein Zeichen. Nur für mich. Und da kam sie, diese eine Strophe:

*»É a brisa que nos faz promessas de viagem
Brisa fresca que reclama nas
nossas almas ausentes.«*

»Es ist diese verheißungsvolle Brise, die uns vom Reisen träumen lässt. Diese laue Brise, die unsere zerstreute Seele besänftigt.«

1. KAPITEL

Malaysia, März-April 2016

Der Weg des Vorwärtkommens besteht darin, den ersten Schritt zu tun.

(Mark Twain)

Auf zum Blind Date nach Penang

Leicht orientierungslos öffnete ich die Augen. Ich musste wohl eingeschlafen sein. Es dauerte einen kurzen Moment, bis ich mich wieder gesammelt hatte. Ich befand mich gerade im Flieger nach Kuala Lumpur, auf meiner ersten Reise alleine mit meinem kleinen Sohn – und ahnte in jenem Moment noch nicht, dass ich schon bald gekündigt werden würde, mich eine Menge turbulente Ereignisse heimsuchen und dass ich knapp 14 Monate später in Lissabon meinen persönlichen Plan vom großen Glück über Bord werfen würde. Schläfrig blickte ich auf meinen rechten Nachbarsitz. Mein zehmonatiges Baby schlief seelenruhig. Wir hatten Glück gehabt, dass der Flug nach Kuala Lumpur relativ leer war. So bekamen mein Sohn und ich eine ganze Viererreihe für uns allein. Ich kramte in meiner Handtasche und holte mein Handy hervor. Es war 4:27 Uhr Dubai-Zeit, denn in Dubai waren wir als letztes zwischengelandet. Wie spät mochte es gerade in Deutschland sein? Ich hatte keine Ahnung und war zu faul, den Zeitunterschied zurückzurechnen. Warum auch? Ich befand mich gerade in einem Schwebезustand. Zirka sechseinhalb Stunden von Malaysia entfernt.

Ich schaute mich um. Die meisten Passagiere schliefen. Eine Flugbegleiterin schlich mit einem Getränketablett in der Hand durch den Gang.

Ich nahm mir einen Mangosaft zur Einstimmung auf meine bevorstehende Asienreise. Ein großes Abenteuer wartete auf mich: ein Treffen am Flughafen von Penang mit einer völlig fremden Frau, die ich bis auf ein paar Chat-Gespräche nur von ihrem Profilfoto auf Facebook kannte. *Noch zweimal fliegen, und dann stehe ich vor meinem Blind Date.* Ein bisschen crazy war das schon.

Der gleichen Meinung war mein Mann allerdings auch gewesen, als ich ihm erzählte, dass ich in einer Facebook-Gruppe eine Mama kennengelernt hatte, die gerade mit ihrem 14-monatigen Baby auf Weltreise war, und dass wir uns in Malaysia treffen wollten, um sechs Wochen durchs Land zu reisen.

»Du willst waaaass machen???, fragte er mich ungläubig. Zweifels- ohne war mein Mann schon einiges von mir gewohnt, aber diese Infor- mationen musste er erst mal verarbeiten.

Ich wollte das Ende meiner Elternzeit nutzen. In knapp zwei Mona- ten würde ich wieder an meinem alten Schreibtisch im Büro sitzen. Die letzten Wochen waren gezählt. Wieso also nicht noch ein letztes Mal in die Ferne fliegen, bevor der berufliche Alltag mich wieder fest in seinen Klauen hatte. Dieser Gedanke kreiste ununterbrochen in meinem Kopf, seit meine Familie und ich von unserer ersten gemeinsamen Reise zu dritt wiedergekommen waren.

Mein Mann, mein Baby und ich hatten unsere gemeinsame Eltern- zeit auf Bali verbracht. Das erste Mal mit Kind unterwegs! Das erste Mal zu dritt! Ich war davor *mega* aufgeregt gewesen. Und das, obwohl ich mich als sehr reiseerfahren bezeichnet hätte und sogar in verschiede- nen Ländern gelebt habe. Aber Reisen mit einem kleinen Geschöpf? Das war für mich eine ganz neue Erfahrung gewesen. Immer wieder hatte ich mich gefragt, ob vielleicht die anderen Recht hatten, die uns nase- rümpfend für völlig bekloppt erklärten, weil wir mit unserem Kind in so ein exotisches Land fahren wollten. *Waren wir dem wirklich gewachsen?* Was würde unser Kind essen? Was würden wir machen, wenn es krank

würde? War unser Vorhaben absolut unverantwortlich? Waren wir Rabeneltern? Fragen über Fragen.

Als wir damals zu dritt in den Flieger stiegen, fühlte ich mich auf einmal machtlos. Ich wusste, dass ich ab jetzt nicht mehr alles kontrollieren konnte. Eine Rucksackreise nach Bali war anders als das traute Heim, wo alles geregelt nach einem gut strukturierten Zeitplan verlief. Auf Reisen musste man flexibel sein, eventuell nach neuen Wegen suchen und natürlich viel Gelassenheit und Grundvertrauen mitbringen. Ich kann mich noch sehr gut an das heftige Zittern in meinen Beinen erinnern, als ich mit meinem Baby in der Trage das Flugzeug betrat. *Hatte ich an alles gedacht?*, schoss es mir panisch durch den Kopf, doch es half nichts. Die Entscheidung war getroffen, und ein Zurück kam nicht mehr infrage. Also ermutigte ich mich: *Schön einen Schritt nach dem anderem, bis du deinen Sitzplatz gefunden hast.*

Im Gegensatz zu mir war mein Sohn völlig entspannt. Er quiekte fröhlich vor sich hin und schien sich zu freuen, dass er endlich ein wenig Action erleben durfte.

Drei Flüge und etwa 30 Stunden später waren meine anfängliche Angst und Nervosität verschwunden. Ich hatte sie irgendwo über den Wolken zwischen Istanbul und Jakarta abgelegt. Als wir auf Bali ankamen, war ich zwar geschafft und müde, aber gleichzeitig freute ich mich wahnsinnig. Ich war endlich wieder unterwegs. Meine große Leidenschaft für das Reisen war erneut entfacht. Und auch wenn in unserem ersten Familienurlaub nicht alles glatt lief, genoss ich jeden einzelnen Moment.

Auf unserem Rückflug verbrachten wir zwei Tage in Istanbul. Den ersten Tag musste mein Mann das Bett im Hotelzimmer hüten, da er aufgrund einer Entzündung am Fuß nicht laufen konnte. Meine Neugierde war zu groß, um bei ihm zu bleiben. Schließlich konnte er ja bei der Rezeption anrufen, wenn er etwas brauchte. Er stimmte mir zu und wünschte uns einen schönen Tag.

Noch etwas übermüdet vom Flug, aber voller Tatendrang, schnallte ich mein Kind im Buggy an und ging ohne Plan mit ihm auf Erkundungstour durch Istanbul. Als ich den Bosphorus über die Galatabrücke überquerte, wurde mir bewusst, dass ich gerade das erste Mal ganz allein mit meinem Sohn in einem fremden Land unterwegs war. Mitten im Gewusel Istanbuls. Ich hielt kurz inne und schaute rüber zum Galataturm. Wie fühlte ich mich? Unwohl? Fremd? Unsicher? Nichts davon! Voller Entdeckungslust setzte ich meinen Weg durch die Gassen fort, folgte den Straßenbahnschienen, ging zur majestätischen Hagia Sophia und setzte mich auf eine Bank vor der weltberühmten Moschee. Ich kaufte meinem Kind einen Sesamring, mir einen Tee und ließ das geschäftige Treiben auf mich wirken. Ein Straßenverkäufer hielt bei uns an und schenkte meinem Sohn eine Holzrassel. Einfach so, ohne dafür eine Gegenleistung zu erwarten. Ich war gerührt. Vom Verkäufer und der ganzen Atmosphäre um mich herum.

Wie gut, dass ich in jenem Moment keine Ahnung davon hatte, dass 48 Stunden später genau an diesem Platz eine Bombe explodieren würde, die unter anderem sechs deutsche Touristen mit in den Tod riss.

Angekommen! Nervös stand ich am Gepäckband in Penang und wartete auf Rucksack, Babybett, Maxi-Cosi und Buggy. Ich musste grinsen. Nicht nur über das viele Gepäck, das ich mitschleppte, sondern auch weil ich gleich mein Blind Date treffen würde. Meine neue Reisepartnerin und ihren Sohn. Eine unbekannte Frau, die ich aus einer undefinierbaren Laune heraus wenige Tage zuvor bei Facebook angeschrieben hatte. Ich hatte in einer Gruppe mitbekommen, dass sie gerade allein mit ihrem Kind in Asien unterwegs war. Ihr Mann war aus heiterem Himmel verstorben, und die Reise diente sozusagen als Trauerbewältigung. Da ich meine restliche Elternzeit noch mal zum Reisen nutzen wollte,

kontaktierte ich sie kurzerhand. Mit einer Antwort hatte ich jedoch nicht gerechnet.

Ein paar Tage später war das Flugticket gebucht. Wir hatten uns auf Malaysia geeinigt. Außerdem wollten wir ein Auto mieten. So einfach und unkompliziert können Frauen manchmal sein.

Ich erkannte Madeline schon aus der Ferne, noch bevor ich durch die Glastür getreten war. Ihr dunkles, sanftmütiges Gesicht, die markante, krausige Kurzhaarfrisur und diese riesigen, warmen Rehaugen. Mit fuchtelnden Armen winkte sie mir grinsend zu, und auch ich strahlte übers ganze Gesicht. Wir schlossen uns in die Arme. Zwei wildfremde Frauen, mit völlig unterschiedlichen Geschichten, die ab sofort sechs Wochen lang einen Roadtrip durch Malaysia machen wollten. Zwei Mamas und zwei Babys. Madeline holte uns mit unserem Auto ab. Ich hatte nur am Rande mitbekommen, dass sie vorhatte, ein größeres Auto zu mieten.

»Damit es für uns vier komfortabler ist«, war ihr Argument.

»Mach ruhig«, war meine Antwort. Ich hatte dabei nicht unbedingt an einen Minibus mit zwölf Sitzen gedacht. Aber auch gut. So hatten wir alle ausreichend Platz und konnten unbesorgt das ganze Gepäck reinstopfen.

Da es bereits spät war, fuhren wir erst mal in ein Hostel in Georgetown, wo wir die erste Nacht bleiben wollten, bevor es dann am nächsten Tag weitergehen sollte. Wohin? Keine Ahnung. Soweit reichte unsere gemeinsame Planung nicht. Klar war, dass wir in sechs Wochen den Bus am Flughafen in Kuala Lumpur abgeben mussten. Und bis dahin wollten wir so viel wie möglich von Malaysia sehen.

Grimmige Haie und ein gigantischer Napoleonfisch

In den ersten paar Tagen erlebten wir gleich so einiges: In Kuah verpassten wir ganz knapp die Autofähre auf die Insel Langkawi. Deswe-

gen landeten wir völlig ungeplant am surreal wirkenden Tasoh Lake in der Nähe von Thailand. Dort lernten wir eine Großfamilie aus dem Jemen kennen, die uns zum Picknick einlud, mit köstlichen orientalischen Leckereien versorgte und uns ständig vor den monströsen Alligatoren im See warnte. Ich glaube, sie waren wirklich davon überzeugt, dass am Ufer des Gewässers Alligatoren lauerten, die womöglich auch noch Menschen verschlangen. Anschließend fuhren wir zum kunterbunten Markt nach Padang Besar und nutzten die Gelegenheit, um an der thailändischen Grenze im Duty-Free-Shop einzukaufen. Danach wartete eine lange, einsame Autofahrt von über 400 Kilometern auf uns, bis wir die Ostküste Malaysias endlich erreicht hatten und spät abends im kleinen Ort Tumpat strandeten. Nach ein paar Tempelbesuchen steuerten wir am nächsten Tag die Stadt Kota Bharu an, wo wir uns in einem großen Supermarkt mit ausreichend Windeln, Milchkpulver, Feuchttüchern, Haferflocken und sonstigem eindeckten. Denn wir alle waren jetzt definitiv reif für die Insel! Die Babys sollten rumtollen und im Sand spielen, während wir Mamas nach Entspannung, Strand und Meer lechzten. Pulau Perhentian Kecil schien uns für dieses Vorhaben perfekt zu sein.

Wir parkten unseren weißen Bus am Hafen von Kuala Besut und hatten so gar keine Ahnung, ob wir ihn jemals heil wiedersehen würden. Aber die Vorfreude verdrängte unsere Bedenken, sobald das Speedboot übers kristallklare Meer losbretterte. Unsere Aufregung färbte sofort auf die Kinder ab. Auch sie schienen sich zu freuen, obwohl sie keinen blassen Schimmer hatten, wohin die Reise sie als nächstes führen würde. Auf den Perhentians angekommen, wussten wir sofort: Hier würden wir erst mal bleiben. Vorher mussten wir zwar noch den langen Weg vom Anlegesteg zur Unterkunft bewältigen, und das in der Mittagshitze am Strand mit Kindern, Gepäck, zwei Buggys und zwei Reisebetten. Aber Mütter können bekanntermaßen Heldenkräfte mobilisieren. Vor allem auf Reisen.

Wir waren da! In unserem kleinen Paradies. Völlig geschafft sackten wir vor unserer Unterkunft zusammen, breiteten für die Kinder unter einer Palme die Decke aus und streiften unsere Flipflops ab. Keine Minute später begrüßten uns bereits die neuen Nachbarn. Ich konnte im ersten Moment kaum meinen Augen trauen. Eigentlich hatte ich gedacht, dass wir auf unserer Malaysiareise keinen weiteren europäischen Eltern mit Kindern begegnen würden. Von wegen! Leonie aus Österreich stellte uns gleich ihre Familie vor, Ehemann Gerrit und ihren einjährigen Sohn Simon, der wie ein aufgeschrecktes Huhn hin und her lief, um irgendwelche Stöcker und Steine in Augenschein zu nehmen.

Leonie konnte meinen verdutzten Gesichtsausdruck gleich richtig deuten. »Zwei Bungalows weiter wohnt noch eine Familie mit zwei kleinen Töchtern.«

Wenig später kamen ordnungsgemäß auch unsere anderen Nachbarn zu uns, um sich vorzustellen. Ein älteres Paar aus den Niederlanden, das sich entschieden hatte, ab sofort seine Rente zu nutzen, um die Welt zu bereisen.

»Wenn nicht jetzt, wann dann?«, sagte Grietje und lachte laut.

Oh ja, dieser Spruch kam mir sehr bekannt vor.

Das sympathische Ehepaar machte uns mit den neuen Strandregeln vertraut: »Tagsüber kann jeder machen, wonach ihm beliebt. Aber pünktlich zur Dämmerung treffen wir uns alle hier, um gemeinsam auf den Sonnenuntergang anzustoßen«, verkündete Grietje.

Madeline und ich schauten uns an. Wir wussten beide, was die andere gerade dachte: Hier gefällt es uns. Diese Insel wird uns garantiert nicht so schnell los.

Grietjes Mann Hendrik mahnte uns zur Eile: »In 30 Minuten geht die Sonne unter, und bis dahin müssen wir noch Getränke besorgen.« Großzügig bot er gleich an, Bier holen zu gehen. Ohne unsere Reaktion abzuwarten, stapfte er mit großen, eiligen Schritten durch den Sand, als ob er eine wichtige Mission zu erledigen hatte.

Kurz bevor der feuerrote Ball im Südchinesischen Meer unterging, ließen wir die eisgekühlten Bierflaschen klirren.

»Lasst uns auf diesen kostbaren Moment trinken«, sagte Grietje. »Und darauf, dass wir es alle hierher auf diese wunderbare Insel geschafft haben.«

Während sich der Himmel in den buntesten Rottönen färbte und die Kinder bei Oma Grietje und Opa Hendrik auf dem Schoß ihr Unwesen trieben, fühlte ich mich unendlich dankbar. Das alles erleben zu dürfen war definitiv der perfekte Abschluss meiner Elternzeit.

Plötzlich unterbrach Gerrit meine Gedanken. »Übrigens, Mädels, habt ihr nicht Lust, dass wir uns morgen zusammen ein Boot mieten und schnorcheln gehen? Hier kannst du sogar mit Schildkröten, Gelbkopfmuränen und anderen Meeresbewohnern schwimmen.«

»Gemeinsam mit unseren Kindern?« Ich schaute ihn ungläubig an. »Geht das überhaupt?«

»Na klar!«, antwortete Gerrit.

Am nächsten Morgen, nachdem wir alle gemeinsam haufenweise *pancakes* verdrückt hatten, ging es gut gestärkt los. Hinaus aufs Meer, um mit der faszinierenden Unterwasserwelt auf Tuchfühlung zu gehen. Ich schnallte meinen Sohn im Maxi-Cosi an, und er schien die Bootsfahrt zu genießen. Zumindest quiekte er vor Freude. Rechtzeitig vor unserem ersten Stopp fiel er in einen komatösen Schlaf. Nun gut, mit einer frischen Brise um die Nase und dem gleichmäßigen Schaukeln des Bootes war dieser Ort nicht unbedingt der schlechteste, um ein Mittagsschläfchen zu halten.

Noch ein paar Anweisungen vom Kapitän, und ganz nebenbei erinnerte er uns daran, dass es hier auch Haie gab: »Ihr müsst aber keine Angst haben. Das sind nur Riffhaie. Die tun eigentlich nichts.«

Hatte er EIGENTLICH gesagt??? Mir war schon ziemlich mulmig zumute. Schließlich war ich ein gebranntes Kind, das mit Steven Spielbergs Film »Der weiße Hai« groß geworden ist – und jahrelang gebraucht hat, um zu begreifen, dass in einem Pool oder See nicht plötzlich ein monströser Hai mit einem weit aufgerissenen Maul rauspringen konnte.

Aber es half nichts. Mit Maske und Schnorchel sprang ich den anderen hinterher ins Wasser, und sofort war ich von der Vielfalt an Fischen und Korallen total überwältigt. Während mein Sohn an Bord sein wohlverdientes Mittagsschläfchen hielt, tauchte ich hinab in eine farbenfrohe Welt. Um mich herum die verschiedensten Fischarten: Skorpionfische, Stachelrochen, Clownfische, Seepferdchen und viele andere Meeresbewohner kreuzten meinen Unterwasserweg. Oder besser gesagt, ich *ihren*. Immer wieder tauchte ich auf, um zu prüfen, ob mein Sohn mittlerweile wach war. Aber der Kapitän streckte bloß seinen Daumen in die Luft und grinste. Augenscheinlich war alles okay. Und ich konnte weiterhin durch die pittoreske Meereswelt mit ihren buntesten, schillerndsten Farben schwimmen.

Beim nächsten Stopp hatte ich die drohende Hai-Gefahr schon längst vergessen. Da mein Sohn immer noch schlief und ich völlig gebannt von den Korallen und ihren leuchtenden Bewohnern war, entfernte ich mich immer weiter vom Boot. Ich genoss die Freiheit unter Wasser, die ihrem ganz eigenen Rhythmus folgte, und merkte gar nicht, dass um mich herum weit und breit keine Menschenseele mehr war. Ich war völlig eins mit dem Hier und Jetzt, als plötzlich, einen knappen Meter unter mir, ein Hai vorbeischwamm. Aus dem Nichts heraus kam noch ein anderer. Klar und deutlich konnte ich seinen grimmigen Gesichtsausdruck erkennen. Er gewährte mir noch einen Blick auf seine spitzen Zähne, und schon war er wieder verschwunden. Genauso schnell, wie er gekommen war. Mein Puls stieg ins Unermessliche. Ich war mir dessen bewusst, dass erfahrene Tauchsportler über meine Panikattacke nur lachen würden,

dennoch hatte ich erst mal genug gesehen. Ich tauchte auf und erkannte in der Ferne unser Boot. So schnell ich konnte, schwamm ich zurück.

Sobald ich in die Nähe von Menschen kam, löste sich meine Anspannung. Und als ich an Bord wieder sicheren Boden unter meinen Füßen spürte, fing ich sofort euphorisch an zu erzählen.

»Ich habe da hinten zwei Haie gesehen, die waren mindestens *sooo* groß!«, sprudelte es aus mir heraus. Ich deutete mit meinen Händen eine beachtliche Größe an und konnte so gar nicht einschätzen, ob ich gerade maßlos übertrieb oder nicht. Mit einem anerkennenden Nicken schauten mich gebannt mehrere Augenpaare an. Ich konnte selbst kaum glauben, was ich gerade erlebt hatte. Dieser Moment war einfach unbeschreiblich und würde mich noch viele Jahre tief in meinem Herzen begleiten. In jenem Augenblick ahnte ich noch nicht, dass kurze Zeit später dieses Erlebnis noch getoppt werden sollte.

Drei Tage danach machten wir eine zweite Schnorcheltour. Als Gerit an Bord auf die schlafenden Kinder aufpasste, damit Leonie und ich schnorcheln konnten, tauchte unter uns ein gigantischer Napoleonfisch auf. Ich schätzte seine Länge auf mindestens zwei Meter und das Gewicht auf weit über 150 Kilo. Diesmal war ich mir sicher, dass ich keineswegs übertrieb. Voller Respekt schauten Leonie und ich uns gegenseitig an und rissen dabei ganz weit die Augen auf. Ich wagte kaum, zu atmen beim Anblick dieses riesigen Fisches. Völlig unbeirrt passierte der Napoleonfisch uns zwei Mädels. Er würdigte uns eines neugierigen Blickes, und ich konnte dabei ganz klar seine markante, wulstige, abgeschrägte Oberlippe erkennen, die ihn – zugegeben – nicht zum hübschesten Meeresbewohner machte. Trotz seiner beeindruckenden Größe war er mir um einiges sympathischer als die windigen Riffhaie vor ein paar Tagen.

Der gute alte Stevie Wonder

Nur faul rumliegen kann manchmal ganz schön anstrengend sein. Das fand zumindest Gerrit. Während wir drei Mamas blendend mit der Herausforderung Nichtstun klarkamen, wurde Gerrit immer nervöser. Er hielt es nicht mehr aus. Er wollte ein wenig Action haben – und so überredete er uns Frauen, dass wir am späten Nachmittag eine Dschungelwanderung bis zum nächsten Dorf unternehmen sollten.

Puh, das waren mindestens fünf Kilometer über Stock und Stein mit einigen beachtlichen Steigungen und noch dazu mit Kind in der Trage.

»Ja, grandiose Idee, oder?« Gerrit war begeistert von seinem Vorschlag. Nachvollziehbar, schließlich war er Österreicher und Bergsteiger. Leider konnte er so gar nicht verstehen, dass wir Frauen seine Begeisterung nicht sofort teilten.

Ein paar Stunden später standen wir trotzdem bereit. Die Kinder waren in der Trage angeschnallt, genügend Essensproviand für die Kleinen und ausreichend Wasser war gepackt, und der Akku der Kamera war zu 100 Prozent aufgeladen. Es konnte dementsprechend losgehen.

»Weißt du, wo wir lang müssen?«, fragte ich Gerrit.

»Irgendwo am Wasser entlang. Das werden wir schon finden«, antwortete Gerrit pragmatisch.

Nun gut, er ging beschwingt vor, und wir Mamas mit den Kindern ächzten hinterher. Wir waren keine fünf Minuten unterwegs, und schon waren alle nassgeschwitzt. Mir war klar, dass diese Wanderung kein leichtfüßiger Spaziergang werden würde. Deswegen versuchte ich, nicht daran zu denken, wie viele Kilometer uns noch bevorstanden, sondern konzentrierte mich eher auf das stetige Vorwärtskommen. Einfach losmarschieren. Einen Schritt nach dem anderen. Irgendwann würden wir in der Village schon ankommen. Jetzt war eher der Weg das Ziel.

Und wahrhaftig gab es auf unserem Weg durch den Dschungel so einiges zu entdecken. Lustige Eichhörnchen, stolze Echsen und sogar ein riesiger Waran kreuzten unseren Weg. Oder besser gesagt, wir mal wieder *ihren*. In den Baumwipfeln konnten wir Affen erblicken, von einigen Ästen hingen Fledermäuse herab, und um unsere Köpfe flogen die unterschiedlichsten Vögel. Zwischendurch kamen wir an kleinen Häusern vorbei, deren Einwohner uns neugierig musterten. Zugegeben: Der Anblick, den wir boten, war sicherlich ein wenig gewöhnungsbedürftig. Ein Papa und drei Mamas im Entenmarsch mit jeweils einem Baby vor dem Bauch? Kannst du dir das vorstellen? Und noch dazu Europäer? Wir mussten selbst ein wenig schmunzeln angesichts der verdutzten Blicke der Einwohner.

Wir liefen und liefen. Und als die Anzahl der bunten Holzhäuser am Wegesrand zunahm, wussten wir, dass die Zivilisation nicht mehr weit war. Als wir Perhentians Village nach einem ordentlichen Fußmarsch durch den Dschungel erreichten, wurden wir schnell zu einer großen Dorfattraktion. Von überall kamen Kinder mit ihren Fahrrädern herbeigesaut, die Erwachsenen grüßten uns neugierig, und schüchterne kleine Mädchen mit Kopftüchern betrachteten uns mit ihren großen dunklen Augen. Wir waren mitten im lokalen Dorfleben angekommen, und plötzlich schienen die ganzen künstlichen Bungalowanlagen, Strandliegen und Bars auf der anderen Seite der Insel so fern zu sein.

Wir schlenderten durchs Dorf, vorbei an einer riesigen Moschee direkt am Wasser, schauten bei einem Fußballspiel zu, kauften uns an einem Kiosk eine eisgekühlte Cola und nutzten die Gelegenheit, um auf dem lokalen Markt Obst einzukaufen. Am liebsten wäre ich gleich dortgeblieben, doch Gerrit erinnerte uns an unsere Pflichten. Schließlich ging bald die Sonne unter, und wir mussten rechtzeitig zum Sundowner zurück sein. Grietje und Hendrik warteten sicherlich schon auf uns. So entschieden wir, ein Wassertaxi zurückzunehmen, und ließen uns direkt vor unserem Bungalow absetzen.

Egal, wie schön es manchmal ist und wie wohl man sich fühlt, irgendwann hat jede Zeit ihr Ende. Schließlich wollten Madeline und ich noch mehr von Malaysia sehen. Leonie und Gerrit versuchten tatkräftig, uns umzustimmen, als wir ihnen am nächsten Tag von unserem anstehenden Aufbruch erzählten.

»Bleibt! Wenigstens noch ein paar Tage. Das ist doch so toll hier, und wir sind mittlerweile wie eine große Familie mit den Kindern, Oma Grietje und Opa Hendrik«, sagte Leonie in einem fast schon flehenden Ton.

Ja, das stimmte, aber unser Entschluss stand fest. Nach einer Woche auf Perhentian Kecil war unsere Zeit gekommen.

Zufälligerweise war am Abend in unserer Unterkunft eine große Karaoke-Party geplant. Ein krönender Abschluss unseres idyllischen Insellebens – da waren wir drei Mamas uns einig. Und dank der beachtlichen Reichweite des Babyphons konnten Leonie, Madeline und ich ein wenig mit den singfreudigen Malaien feiern, während unsere Babys im Bungalow den Schlaf der Gerechten schliefen. Anfänglich traute ich mich nicht mitzusingen, da ich vom lieben Gott nicht unbedingt die beste Singstimme geschenkt bekommen habe. Aber als ich feststellte, dass die Einheimischen mindestens genauso schief sangen wie ich, war es mir auch egal. Unbeschwert grölten wir alle ins Mikrofon und sangen aus vollem Herzen zu Stevie Wonder: *»I just called to say I loove you, I just called to say how much I caaare, I just called to say I looove yooou and I mean it from the bottom of my heeaaaart ...«*

Wir waren uns nicht einig

Die Dschungelwanderung auf den Perhentians war nichts im Vergleich zu dem, was uns in den Cameron Highlands, dem Garten Malaysias, erwartete. Als wir in der hügeligen, saftig grünen Landschaft ankamen, war klar, dass wir hier tun müssten, was alle andere auch machten. Tee

trinken, Erdbeeren essen und natürlich wandern. Madeline und ich waren uns einig, dass wir uns keiner geführten Tour anschließen würden. Wir wollten lieber auf eigene Faust ein wenig die Landschaft erkunden. Als wir morgens beim Frühstück unsere Tagespläne schmiedeten, hatten wir so gar keine Ahnung, was uns tatsächlich noch erwarten würde.

Angestrengt studierte Madeline den Reiseführer, was sie normalerweise nie tat. Dann klappte sie das dicke Buch zu und sagte: »Ich weiß jetzt Bescheid.«

»Okay. Und wohin geht es ganz genau?«, erkundigte ich mich.

»Wir laufen einfach los. Der Rest ergibt sich von selbst.«

Klingt nach einem guten Plan, der hätte auch von mir sein können, dachte ich ein wenig amüsiert. Doch das Lachen sollte mir schon sehr bald vergehen.

Kurze Zeit später waren wir bereit. Mit den Kindern in der Trage und voll motiviert marschierten wir los. Erst Richtung Straße, dann an der nächsten Weggabelung rechts hoch, weiter geradeaus, links ... Und dann?

»Keine Ahnung«, meinte Madeline. »Irgendwann wird schon ein Schild kommen.«

Den Reiseführer hatten wir in der Unterkunft gelassen, schließlich waren wir ja bereits schwer bepackt. Na gut, weiter geht's.

Etwa 30 Minuten später fingen wir mit dem Stöhnen an. Erst ich. Dann Madeline. Dabei war es bis jetzt nur ein leichter Spaziergang gewesen. Nach einer kurzen strategischen Beratschlagung ging es weiter. Mittlerweile waren die Kinder in der Trage eingeschlafen. Was hätte ich darum gegeben, jetzt mit meinem Sohn tauschen zu können. Aber klagen brachte uns auch nicht weiter. Schließlich hatten wir uns beide aus freien Stücken für diese Wanderung entschieden.

Irgendwann kamen wir endlich am langersehnten Schild an: Trail 10. Alles klar! Wir waren wieder auf der Spur.

»Jetzt kann es losgehen!«, meinte Madeline.

Aber wir sind doch schon seit über einer Stunde unterwegs, dachte ich zähneknirschend.

Wir liefen und liefen. Um uns herum war keine Menschenseele, nur dichtes Gestrüpp, durch das uns ein kleiner Trampelpfad führte, immer weiter bergauf. Plötzlich fing es an, sehr steil zu werden und furchtbar heiß. Waren die Cameron Highlands nicht eigentlich für ihre angenehmen, kühlen Temperaturen bekannt? Ich war jedenfalls extrem nass geschwitzt, und Madeline vor mir sah auch ganz schön mitgenommen aus.

»Sag mal, sind wir denn mal bald am Gipfel angekommen?«, fragte ich völlig aus der Puste und mit einem hochroten Gesicht.

Madeline schaute mich mit ihren dunklen Rehaugen ein wenig skeptisch an. »Du, ich glaube, das wird noch steiler«, antwortete sie etwas kleinlaut.

Oje! Ich kann nicht mehr, hämmerte es die ganze Zeit in meinem Kopf, als ich erkannte, dass Madeline recht hatte. Der Pfad vor uns wurde immer schmaler und steiler. Wir kletterten weiter. Einen Schritt nach dem anderen. Es war zu spät, um umzukehren, da waren wir uns einig. Wir waren uns allerdings nicht einig, wer *um Himmels willen* diese verrückte Idee mit der blöden Wanderung gehabt hatte. Ich versuchte, mich zu entsinnen: Kam der entscheidende Impuls von mir? Oder war es doch Madeline gewesen, die uns zu diesem kräftezehrenden Schlamassel verleitet hatte?

Kurze Wasserpause. Wir schauten uns um. Wir waren mitten im Dschungel irgendwo in der Wildnis Malaysias und hatten beide keine Ahnung, wie lange wir noch laufen müssten. Am liebsten hätte ich ein Taxi gerufen, Madeline ging es genauso. Doch weit und breit war keine Menschenseele. Wir setzten unsere Wanderung also auf dem kleinen Lehmweg fort. Am nächsten Hang wurde es extrem schlammig, was uns hier und da einen sehr gekonnten Ausfallschritt abverlangte. Wir reichten uns die Hände, versuchten uns gegenseitig zu stützen. Trotzdem wurde unsere Wanderung phasenweise zu einer ordentlichen Schlitterpartie. Wir

kämpften uns weiter voran, bückten uns, um tief herabhängenden Ästen auszuweichen, stiegen über umgefallene Bäume oder riesige Wurzeln, und ab und an mussten wir eine Trittleiter aus Holz und verrostetem Metall hinaufklettern. Zum Glück war daneben ein Seil befestigt, welches als Gelände diente. Doch allmählich fing das Dickicht aus Bäumen und Pflanzen vor uns an, sich zu lichten. Wir näherten uns dem Berggipfel. Es konnte nicht mehr viel fehlen. Bald hatten wir es geschafft.

Oben angekommen, schauten Madeline und ich uns atemlos an.

»Yes, we can! High five!«

Wir klatschten beide ab und genossen den herrlichen Ausblick. Um uns herum nichts als Wald und Berge. Meine euphorische Gefühlsdu-selei wurde allerdings plötzlich von einem ernüchternden Gedanken unterbrochen. Besagt eine alte Bergsteigerweisheit nicht, dass du den Berg erst besiegt hast, wenn du auch den Abstieg geschafft hast?

Und in der Tat forderte uns der Abstieg noch so einige Anstrengungen ab. Es fing an, in den Oberschenkeln ordentlich zu zwicken, mein Rücken schmerzte, und der Muskelkater in den Waden war bereits deutlich zu spüren. Ich war mir sicher, dass ich mich am nächsten Tag nicht mehr würde bewegen können.

Irgendwann nach unserer sechsstündigen Wanderung kamen wir wieder im Dorf Tanah Rata an. Wir hatten es geschafft, wir hatten den Berg tatsächlich besiegt und mobilisierten unsere aller-, allerletzten Kräfte, um es ins nächste Restaurant zu schaffen. Beim Inder angekommen, aßen wir uns kreuz und quer durch die Karte. Die Kellner vom Sri Bichang nickten uns anerkennend zu beim Anblick der riesigen Portionen, die wir verputzten. Wir hatten so einen Bärenhunger, dass wir schon bei der Vorspeise überlegten, was es zum Nachttisch geben sollte.

Nach unserem Fünf-Gänge-Menü lehnten wir uns todmüde, aber super glücklich zurück und prosteten uns mit einem Mango-Lassi zu: »Auf uns! Auf unsere Wanderung!« – wer von uns beiden auch immer diese verrückte Idee gehabt hatte.